

Gedenkbrief für Julius Maria Becker

Zum 10. Todestag des Dichters

Lieber Freund, darf ich Dich heute daran erinnern, daß es nun schon zehn Jahre sind, seit Julius Maria Becker die dichterische Feder endgültig und für immer aus der Hand gelegt hat. Es war der 26. Juli des schwierigen Jahres 1949, da wurde er abgerufen. Es ist nach seinem Tod recht still um ihn geworden. Aber uns beiden, die wir ihm zu seinen Lebzeiten wiederholt begegnet sind, geziemt es wohl, daß wir in diesen Tagen seiner gedenken.

Weißt du noch — so müssen unsere Briefe nun beginnen, weißt du noch? Wir beide standen in den zwanziger Jahren, unsere ersten Gedichte und Erzählungen waren erschienen, da hatte der wesentlich ältere Julius Maria Becker geboren 29. März 1887 schon die Vierzig überschritten und war mit expressionistischer Lyrik und mehreren aufgeführten Dramen erfolgreich hervorgetreten. Unserem literarischen „Kreis der Jüngeren“ war er zugeneigt, ja er fühlte sich unseren Plänen und Entwürfen so verbunden, daß er unter dem Verlagssignet unserer „Gesellschaft für Literatur und Bühnenkunst“ eine Reihe seiner Arbeiten erscheinen ließ: eine Erzählung „Dies Gesetz stammt nicht von Gott“, die sechzig Lieder „Ewige Zeit“, sein erfolgreichstes Spiel „Der Brückengeist“, das damals über fünfzig Bühnen ging. In unserer Reihe „Junge deutsche Bühne“, in der wir selbst unsere ersten dramatischen Arbeiten herausbrachten, stand auch seine Komödie „Gilgamesch“. Und in den von uns herausgegebenen Anthologien „Das fränkische Buch“ und „Dichter, Künstler, Komponisten“ war er natürlich auch mit Beiträgen vertreten. Es war eine schöne Zusammenarbeit, und der so viele Jahre ältere Gefährte nahm uns wie gute Kameraden.

Er schrieb für uns eine kleine Biographie, in der es heißt: „Mit jener Generation bin ich geboren, die 1914 der Krieg überfiel, als sie eben Lust verspürte, die Wurzeln ins Erdreich zu senken, heimisch zu werden, ans Werk zu gehen. Man hatte in maßloser Verehrung zu Göttern emporgesehen, zu Dehmel, zu Mombert, zu George. Karl Henckels soziale Lyrik, Liliencrons chevalereske Melodie mit Lenauschem Unterton: das war die Musik, aus der man gekommen war und ausgegriffen hatte zu eigenem Schreiten. In Würzburg, mitten im Sommer, hatte ich 1908 einen Nachmittag mit Maximilian Dauthendey zusammengesessen, der eben mit Koffern voll bunter expressionistischer Zeichnungen von jahrelanger Reise (ringsherum um die Erdkugel) nach Hause gekommen war... Es kam dann der Krieg — und dann, vom Schlachtfelde ausgespien, ein Werk (ein Anlauf zum Werk, ein hurtiges, hastiges, skizzenhaftes Werk), das dennoch mir Dehmels Zustimmung brachte: ein erstes kräftiges, aufmunterndes, zusprechendes Wort. Ich lernte Carl Hauptmann kennen. Wir wechselten Briefe. Ich habe sein Antlitz gesehen, sein Lotsengesicht, sein Sehergesicht. Das Antlitz von Dehmel erblickte ich nicht. Und beide, sehr merkwürdig, gingen fast gleichzeitig von dieser Erde hinweg. Nun war ich allein. Es ging nur sehr langsam voran. Ging es überhaupt voran? Ein endloser Dornenweg! Täglich aufs neu vor dem Nichts! Bis heute! Bis jetzt!“

Das klang nicht sehr optimistisch, nicht wahr, mein Freund? Er schrieb es 1928, in einem Jahr, in dem wir mit ihm auf einem groß aufgezogenen „Fränkischen Dichtertag“ in Nürnberg beisammen waren. Sommerliche Tage

waren es in der alten Nürnberger Stadt, sorgenlose, hoffnungsreiche Tage, so schien es. Aber das Thema, das sich der grüblerische Becker zu seinem Festvortrag erwählt hatte, hieß: „Kulturkrisen der Gegenwart“. Ich hätte wohl nach einem Menschenalter vergessen, was er damals sagte. Aber in einem Buch liegt da noch ein altes vergilbtes Zeitungsblatt, eine Besprechung jenes fränkischen Dichtertages, darin ich damals schrieb: „Die Kunst hat die Aufgabe, das großartige Ja zur Welt zu sprechen, in ihrer Auswirkung Menschliches und Göttliches zur Harmonie zu führen.“ Das war das Fazit von Beckers Rede. Seine Gedanken, die noch von der apokalyptischen Schau des ersten Weltkrieges durchbebt waren, kreisten ebenso wie seine frühen Werke um die Idee der Erlösung, die er aus dem Leid der Welt unermüdlich suchte. Das Bild eines reineren Menschentums stand vor seinen Augen. Ihm waren seine dramatischen Gesichte nicht Spiele der Phantasie; die Erlösungs-idee der Menschheit, die er in Schuld und Irrwege verstrickt sah, sollte in seinen Szenen Gestalt annehmen.

Darüber sprach er mit uns in mancher Stunde. Er war damals noch als Lehrer in seiner Heimatstadt Aschaffenburg tätig. (Erst einige Jahre später verließ er den Schuldienst, um ganz seinem dichterischen Werk leben zu können.) Was lag näher, als daß wir auch ihn in seinem Aschaffener Umkreis besuchten. Wenn auch manche Worte nach diesen langen Jahren verhallt, verweht sind, so kannst Du dich, mein lieber Freund, gewiß noch an jenen Besuch am Untermain erinnern. Denn wir trafen damals die Stadt im festlichen Kleid. Julius Maria Becker, der später seiner Aschaffener Heimat, der Stadt Matthias Grünewalds, ein eigenes Buch gewidmet hat, führte uns mit Stolz durch die alten Straßen am gotischen Spitztum der Stiftskirche vorbei. Wie rühmte er das prächtige Renaissanceschloß: „Festlich ragt das mächtige Schloß in vollständiger Gegenwärtigkeit empor: es liegt wie ein Vorgebirge aus dunkelroten Felswürfeln da, steigt auf in den Schroffen seiner vier getrennten Türme, die schwer wie Festungsbastionen, erzbekhelt wie Gralsritter und schützend postiert wie Kronenwächter sind.“ Nun seine damaligen Worte klangen vielleicht ein wenig anders. Am Abend, als es dunkelte, brachte er uns an das Mainufer, wo die lärmgefüllten Zelte eines Volksfestes aufgebaut waren. Hoch gewachsen schritt er mit uns durch die Menge, und dann, als es Nacht geworden war, begann ein illustres Feuerwerk. Da stiegen die Raketen zu den Sternen empor, da zerplatzten die Leuchtkugeln im friedlichen Spiel. Da klangen die Gläser, wir kamen ins Schwärmen, das Herz ging uns auf, da rannen nun drüben vom Schloß die Lichter Cascaden herab, es war wie ein Strom, wie eine Flut von Silber, das ganze rote Schloß funkelte in den Blitzen des Feuerwerks. Es war eine Nacht des Glanzes — spät folgten wir Julius Maria Becker in sein Heim, seine Frau reichte uns einen Trunk — und dann las er vor unserem kleinen Kreis neu entstandene Szenen, in denen er sich mit der Welt der Gelehrsamkeit auseinandersetzte und den „Nachfahren Ciceros“ kritische Zensuren austeilte.

Wir sahen ihn wieder. Weißt Du es noch? Er kam nach Würzburg zu einem literarischen Vortrag. Am Nachmittag saßen wir mit ihm bei einem Glas Wein in einem der alten Würzburger Höfe zusammen. Sommerliche Hitze über dem Talkessel. Aber hier in dem engen Mauerbezirk der Gassen, eingeeignet von den Gebäudeteilen, war dieser Hof angenehm kühl. Hoch über uns der blaue Ausschnitt des wolkenlosen Himmels, mittendrin im mittelalterlichen Stadtraum, abgeschlossen vom Verkehr und doch so nahe

dem Lebendigen, dem Herzen dieser Stadt. So genossen wir in der Stille des wirtlichen Hofes den frischen fränkischen Wein. Er brauchte uns nicht erst beredt zu machen. Denn wenn unserem Julius Maria Becker das Herz aufging, so war er nicht karg und sparsam mit seinen Geständnissen. Man spürte, wie stark ihn das Philosophische bedrängte und wie er dies in seinen dramatischen Entwürfen, mit denen er lebte, in dichterische Klänge umzusetzen suchte. Und er vermochte auch zuzuhören, wenn wir selber von Eigenem sprachen. Das sanfte Gewisper eines Baumes war im Hof, das sehr leise Klirren unserer Gläser, der feine Weindunst, die Stimme unseres älteren Freundes, unsere Gegenrede — ja und natürlich der blaue Widerschein vom fränkischen Sommerhimmel her. Ein Sommerstrauß — das war ein kleiner Dank, wir gaben ihm die Blumen am Abend nach seinem Vortrag, er hatte wohl an die zwei Stunden gesprochen.

Auf dem Dichtertag in Nürnberg, in der Feuerwerksnacht zu Aschaffenburg, in dem weinseligen Würzburger Hof — überall sommerte es. Ist es da wunderlich mein Freund, wenn ich auch heute noch nach all den Jahren, in denen unsere Wege nach verschiedenen Richtungen der Windrose ins Weite und in die Fremde liefen, unseren Julius Maria Becker im Glanz des fränkischen Sommers sehe? Nun ich müßte ihn eigentlich auch noch im Halbdunkel der Bühne suchen. Von seinen über zwanzig Dramen wurden ja zahlreiche aufgeführt. Am meisten — ich erinnerte Dich schon daran — „Der Brückengeist“, ein Spiel vom Tode, wie er es nannte. Ja es war in unserem heimatlichen Theater eine zarte, innige Aufführung, es war etwas Mysterienhaftes darin, etwas lyrisch Beschwingtes — ein reiner dichterischer Klang, ein feiner Ton. Wie ein Volkslied!

Von über zwanzig Dramen eines! Nur ein paar Titel seiner übrigen Dramen: „Das letzte Gericht“, „Am Strom der Bojana“, „Das Friedensschiff“, „Das Mahl des Herrn“, „Ludwig II.“, „Achill vor Troja“, „Mata Hari“. Genug! Du kennst viele seiner Werke. Was sollen wir Titel aufzählen. So ein Brief ist zu kurz, um literarische Würdigungen zu formulieren. Es ging mir darum, Dich daran zu erinnern, daß einer der leidenschaftlichsten fränkischen Dramatiker, der noch unser Zeitgenosse war, nicht vergessen sein sollte. Nicht nur von uns beiden. Erfüllt von dramatischen Bildern und Gesichtern rang er, bedrängt und vielleicht auch manchmal verwirrt vom Sturm der Zeiten, um ein reineres Bild des Menschen.

Dir selbst, mein lieber Freund, wünsche ich, weiter am Werk zu bleiben, so wie wir einst zum Wirken und Schaffen ausgezogen sind. Aber bevor Du Dich wieder an Deinen Schreibtisch setzt, nimm ein Glas Wein zur Hand. Wir wollen wie einst in dem stillen Innenhof der Stadt auf den „Lyriker und Dramatiker Julius Maria Becker“ anstoßen. Und vielleicht hast Du aus den Bränden des Krieges ein paar seiner Bücher gerettet, ein paar Gedichte vielleicht? Wollen wir nicht noch einmal einige von seinen Strophen hören, die er mit großem Ton vorzutragen verstand? Vielleicht aus seinem „Mittagslied“: „O Mittag, dein Ermatten macht Flur und Beter still. Ich werfe meinen Schatten, Herrgott, wie deine Sonne will.“ Oder aus dem „Abendlied“: „Ich komme wohl zu spät, da alle rüsten, als ginge es noch heute über Land.“

Laß den Wein nicht schal werden. Leere das Glas bis zur Neige ...

Auf jene fernen sommerlichen Tage ...

Für heute: gute Zeit!

Dein Hermann Gerstner.

Aus dem Musikleben der fränkischen Städte

Würzburger Musikbrief von Anton Meyer

In Fortsetzung unserer Berichte über die vom Leiter der Musikabteilung im Studio Nürnberg des Bayerischen Rundfunks Dr. Willy Spilling neu eingerichteten Sendereihe über das Musikleben der fränkischen Städte, bringen wir heute einen Überblick über das Musikleben Würzburgs aus der Feder des Musikkritikers der „Main-Post“, Würzburg, Dr. Anton Meyer.

Wer draußen vom Würzburger Musikleben spricht, denkt zumeist nur an das alljährlich wiederkehrende Mozartfest. Aber über diesem gewiß einmaligen, repräsentativen Ereignis darf man die Vielfalt im Verlauf des Jahres nicht übersehen, die eigentlich die wirkliche Lebendigkeit im musikalischen Geschehen der Stadt bestimmt.

Die Stadt Würzburg selbst leistet dazu ihren Beitrag mit den Symphoniekonzerten des Städtischen Philharmonischen Orchesters unter Robert Edenhofer und Rudolf Rottacker, neben die in diesem Winter Robert Heger und Hanns Reinartz, der neue Direktor des Bayrischen Staatskonservatoriums der Musik in Würzburg, als Gastdirigenten traten. Leider fehlt diesen Konzerten noch eine feste übersichtliche Planung, aber es gab Abende voll köstlichen Erlebens: so die kaum bekannte Haydn-Symphonie in C-Dur von 1778 unter Hegers differenzierter Führung, Ravels G-dur-Klavierkonzert mit Branka Musulin als Solistin unter Edenhofer effektiv musiziert, Reinartz' Interpretation von Strawinskys „Feuervogel“-Suite, vor allem aber die großen Chorkonzerte, in denen Rottacker Dvoraks „Stabat Mater“ und Honeggers „König David“ in einer Wiedergabe bot, die das Kennzeichen des Außerordentlichen trug. Die Honegger-Aufführung dürfte überdies eine merkwürdige Bresche für die in Würzburg nicht gerade beliebte neuzeitliche Musik geschlagen haben. Den Chor stellte jedesmal — wie auch schon bei Beginn der Saison in Beethovens Neunter unter Edenhofer — die Würzburger Liedertafel, ein reiner Liebhaberchor, der hier mit seiner nicht hoch genug zu veranschlagenden Leistung stellvertretend für alle die anderen geistlichen und weltlichen Chöre stehen mag, die nicht gerade den unwesentlichsten Teil zur musikalischen Lebendigkeit Würzburgs beitragen.

Die Würzburger Philharmoniker sind gleichzeitig auch Theaterorchester der Stadt, und wer den ausgedehnten Abstecherbetrieb der Würzburger Städtischen Bühne kennt und die dadurch bedingten enormen physischen und psychischen Strapazen, die die künstlerische Leistung des Orchesters umso höher veranschlagen. Die Oper, zu der noch die sehr reichlich betriebene Operette tritt, wird am Würzburger Stadttheater stets ein Problem bleiben; nicht nur wegen der primitiven Raumverhältnisse in der ehemaligen Turnhalle am Wittelsbacher Platz, sondern mehr noch — auch in dem hoffentlich bald beginnenden Neubau — aus finanziellen Gründen, weil man einfach nicht genügend Kräfte für die sog. große Oper wird verpflichten können. Gewiß darf man Intendant Hans Scherers „Rigoletto“-Inszenierung und Händels „Julius Caesar“ in der Regie des Schweinfurter Gastes Erich Kronen als beachtliche Leistungen buchen. Aber eben Kronen zeigte mit der funkelnden Aufführung von Wolf-Ferraris „Vier Grobianen“ — wie lange hat es gedauert, bis wir dieses witzsprühende Werkchen in Würzburg hörten! — wo die besonderen Möglichkeiten der Würzburger Bühne (nach dem Schauspiel) liegen: in der Pflege der auf fast allen deutschen Bühnen so sehr vernachlässigten guten Spieloper.